

# Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **172 (1893)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374093>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Des Kalendermanns Weltumschau.

**E**s gibt Zeitungschreiber, welche herzlich froh sind, wenn irgendwo blutige Schlachten geschlagen werden, wenn Revolutionen ausbrechen, Könige in die Luft gesprengt werden, oder Erdbeben, feuerspeiende Berge und überbordende Ströme an der Arbeit sind. Solche Ereignisse geben guten Stoff zum Schreiben und die Zeitungsleser bekommen für ihr Geld doch etwas zu nagen. Auch unter den Kalenderschreibern gibt es Christen, die froh sind, wenn der Teufel los ist und irgendwo seine faulen Eier legt. Man kann dann eine recht fürchterliche Weltumschau verfassen und die Leser unterhalten, bis ihnen die Haare zu Berge stehen.

Wir unferseits sind recht froh, daß das Jahr 1892 nicht ein Jahr des Blutes und des Schlachtengetümmels gewesen ist und im Großen und Ganzen einen friedlichen Verlauf genommen hat. Daß auf dem ganzen Erdball Friede walte und Niemand ohne seine Zustimmung todtgeschlagen werde, das kann man nicht verlangen, so lange 1500 Millionen Menschen auf der Erde wohnen, die alle gut essen und trinken wollen und zuweilen eher zu Bosheiten als zum Beten aufgelegt sind. Händel und ein Bißchen Krieg gibt es ja sogar in kleinen Familien, wo alle Glieder recht und brav sind, geschweige denn in großen Gesellschaften und Staaten. In Afrika kommt es mitunter vor, daß ein Neger seinen Mitbruder frißt, ohne daß dieser ihm zuvor etwas Leidens gethan hätte. Im gestitteten Europa werden keine Menschen mehr verpeist, aber doch ausgefogen, nicht mehr lebendig verbrannt, aber doch noch gebrannt und angeschwärzt, nicht mehr mit Marterinstrumenten gefoltert, aber doch noch geschunden.

Diese menschlichen Gewohnheiten und Eigenschaften liefern Stoff genug für unsere gewohnte Weltumschau. Es werden ja hierüber jedes Jahr weiß Gott wie viele Bücher geschrieben, warum sollte denn der Kalender für seine wenigen Seiten nicht Stoff genug finden?

Der Krieg ist nicht die größte Plage des Menschengeschlechtes. Es sind Geißeln vorhanden, die andauernder schmerzen als ein Krieg und tiefere Lücken in die Völker reißen. Hierzu gehören vorab Pestilenzien und Hungersnoth. Von Pestilenzien ist die Welt im Jahre 1892 ziemlich verschont geblieben, wenn man die in Asien hausende Cholera als etwas Gewöhnliches und dort Selbstverständliches betrachtet. Dagegen hat eine furchtbare Hungersnoth das gewaltige russische Reich heimgesucht; Rußland ist ja sonst bekanntlich die Kornkammer

Europas und schon sehr oft war auch unser Schweizerland auf das russische Brod und Mehl angewiesen. Letztes Jahr hat aber lang andauernde Trockenheit einen großen Theil der Ernte Rußlands vernichtet und an die 15 Millionen Einwohner des weit ausgedehnten Reiches sahen sich in bittersten Nothstand versetzt. Zu vielen Tausenden gingen Männer, Frauen und Kinder elendiglich zu Grunde oder holten sich den Keim zu bleibendem Siechthum. Unsere alten Leute, welche die Hungersnoth des Jahres 1817 mitgemacht haben, wissen viel davon zu erzählen, wie damals Baumrinde, Gras, junge Brennnesseln u. dgl. Zeug als Speise dienen mußten und wie elend es überall aussah. In Rußland wiederholten sich diese traurigen Vorkommnisse in noch viel größerem Maße. Wenn 15 Millionen Hunger leiden, so ist es auch beim besten Willen fast unmöglich, wirksam zu helfen. So ist es nicht zu verwundern, wenn berichtet wird, daß Tausende und Tausende vor Hunger gestorben sind, daß große Bezirke von Seuchen aller Art ergriffen wurden und auch der Viehstand Mangels Futter umkam. Zwar hat die russische Regierung sehr viel gethan, um die Noth zu lindern; ungeheure Summen wurden bewilligt, die hungernden Provinzen zu unterstützen. Nun sind aber in Rußland die Verkehrswege noch sehr mangelhaft und bis in die entlegenen Dörfer Getreide gesandt werden konnte, vergingen Wochen und Monate. Dazu kommt, daß hochgestellte Salunken das Elend des Volkes benützten, um ihre Taschen zu füllen. Ungeheure Mengen des von der Regierung gespendeten Mehls wurde von gewissenlosen Lieferanten mit Sand, Staub und Asche verfälscht und so bekamen die armen Leute Steine statt Brod, oder auch gar nichts. In Rußland stiehlt wer kann und Gelegenheit dazu findet, und wer ein Amt hat, betrachtet es als eine Melkkuh. Daß bei solcher schlechter Verwaltung die Unzufriedenheit im Volke wächst, ist begreiflich.

Ein Gutes hat die Hungersnoth doch gehabt; sie verzögerte den Ausbruch eines europäischen Krieges. Rußland und das mit ihm verbündete Frankreich warten nur die Gelegenheit ab, um sich auf Deutschland zu stürzen. Eine Hungersnoth ist jedoch keine gute Gelegenheit zum Kriegen; sie schwächt und macht zum Kriegen und Schlagen untauglich.

Wie lange der große europäische Krieg noch hinausgeschoben werden kann, läßt sich nicht ermessen. Er kann schneller losbrechen als man glaubt. So denkt wenigstens unser Bundesrath. Er läßt da und dort

Befestigungen anlegen und wenn gegen die vielen Millionen, die sie kosten, Bedenken erhoben werden, so heißt es, es pressire sehr. Niemand wisse, wo u. wie bald das europäische Pulverfaß losgehen werde. Früher meinte man, daß unser Alpengebirge an und für

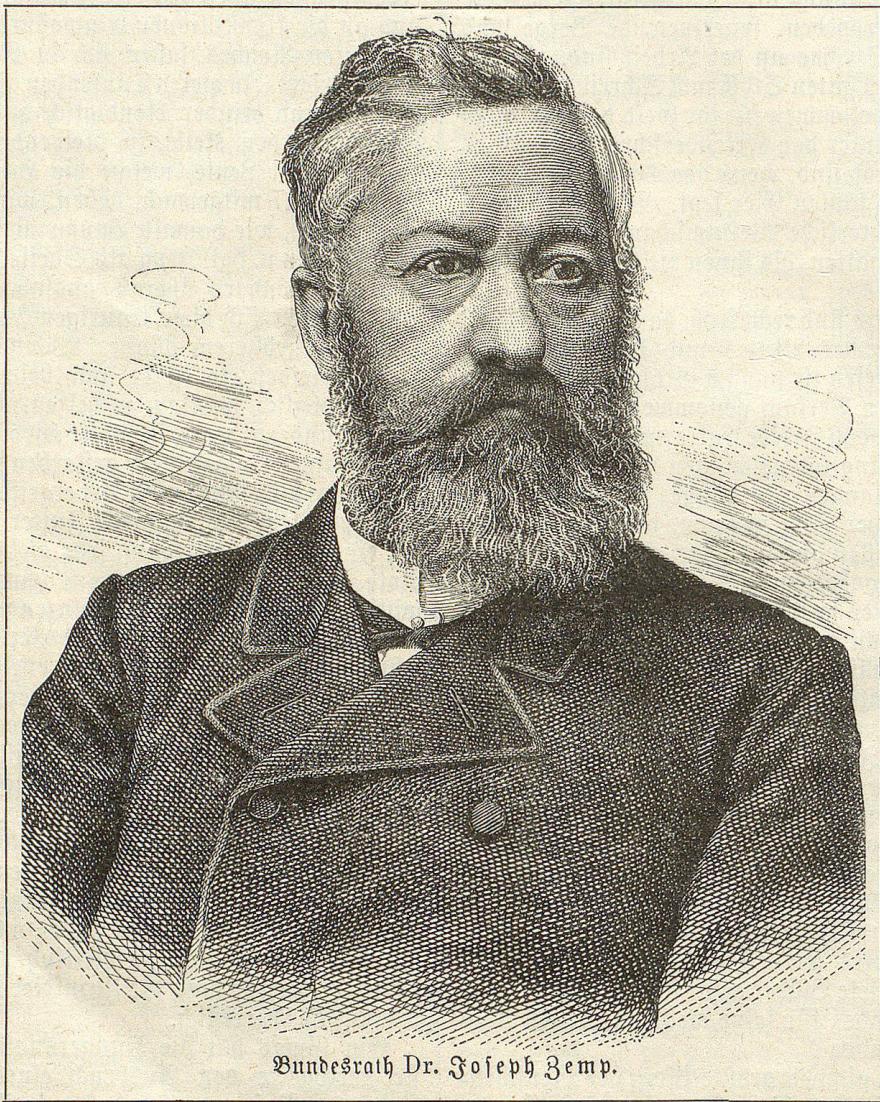
sich die stärkste Festung der Welt sei und man nicht nöthig habe, dem granitnen Gotthard noch einen Stahlpanzer anzulegen. Seitdem aber unser italienischer Nachbar ganze Regimenter Soldaten bis auf die höchsten Alpenkämme zum Exerciren schickt und seitdem man gelernt hat, sich auf die Entfernung von fast zwei Stunden zu tödten, hält man die Felsenwälle und Gebirge nicht mehr gesichert gegen feindliche Angriffe und Einfälle. Wir sind also gezwungen, Kanonen, Bomben, al-

lerlei Teufelsgeschosse und Kriegsmannschaft bis hoch in's Gebirge hinauf zu postiren, um die von der Natur geschaffenen Alpenzinnen noch zu verstärken.

Der Schweiz selbst droht übrigens kein feindlicher Angriff, es ist aber zu befürchten, daß im Falle eines europäischen Kriegs fremde Armeen durch unser Land ziehen möchten, um den Feind schneller schlagen zu können. — Die Großmächte sind diesfalls noch schlimmer daran als wir. Sie sind entweder an-

griffslustig, wie Rußland und Frankreich, oder in Gefahr, beim Krigen gefaßt zu werden, wie Deutschland und Oesterreich. Darum sind denn auch die Kriegsrüstungen der Großstaaten furchtbare, und sie steigen mit jedem Jahre. Ein Land sucht das an-

dere zu überflügeln und bessere Mordwerkzeuge zu schaffen. Es wäre vielleicht gut, wenn die Waffen so vervollkommenet würden, daß in einer Minute eine Division Soldaten zu Boden gestreckt werden kann. Wenn die Christen es einmal so weit gebracht haben, so hört das Kriegen überhaupt auf und die Nationen kommen zur Einsicht, daß es besser und billiger ist, allfällige Handelsschiedsgerichtlich auszutragen. Vielleicht sind wir diesem Ziele näher als man glaubt; wenigstens wird



Bundesrath Dr. Joseph Zemp.

schon jetzt behauptet, daß es dem berühmten amerikanischen Erfinder Edison gelungen sei, lenkbare Flugmaschinen zu bauen, welche nach Belieben in den Lüften segeln können und im Stande sind, von schwindelnder Höhe herab auf dem Erdboden stehende Armeen durch Dynamit zu vernichten. Wenn diese Nachricht auf voller Wichtigkeit beruht — und heutzutage ist dem findigen Menschen gar Vieles zuzutrauen — so ist das Kriegführen auf Erden un-

möglich gemacht und könnte es sich nur noch darum handeln, einander in der Nachbarschaft des Mondes und der Sterne mit Dynamit-Ballons das Fliegen fauer zu machen.

Einstweilen wird das Dynamit noch auf der Erde

angewendet, mit besonderer Vorliebe in Frankreich. Der gefährliche Sprengstoff ist sehr nützlich, wenn es gilt, Tunnels zu erstellen und Felsen zu zerreißen. Wenn aber das Dynamit auf Menschen und Häuser angewendet wird, so ist es eine Teufelsarbeit. Gleichwohl gibt es verrückte Kerle, welche mittelst Dynamit die Welt verbessern möchten. In dem reichen und schönen Paris hausten sie in fürchterlicher Weise. Sie sprengten verschiedene öffentliche Gebäude, warfen Bomben in Wirthschaftslokale und Privathäuser und verbreiteten dadurch einen lähmenden Schrecken. Der gefährlichste dieser Mordgesellen, ein gewisser Navachol, rühmte sich und prahlte noch mit seinen schrecklichen Thaten. Er fand ein teuflisches Wohlgefallen darin, seine Greuelthaten zu schildern und das Evangelium des Dynamits zu predigen. Wenn auch die Regierung ziemlich strenge mit

den Uebelthätern in's Gericht ging, so gelang es ihr doch nicht, die schlimme Sippenschaft auszurotten. Navachol hat viele und gelehrige Schüler. Uebrigens muß man sich nicht stark wundern, wenn in Frankreich die böse Saat gedeiht, denn von oben herab

wird in diesem Lande dem Christenthum und Allem, was an dasselbe erinnert, der Boden immer mehr entzogen. Die Nation treibt einem neuen Heidenthum entgegen, dessen oberste Götzen der Geldsäckel und der Genuß sind.

Auch in Belgien u. Spanien hat das Dynamit gesprochen. In beiden Ländern gährt und siedet es seit Langem. In Belgien sind es namentlich die gewaltigen Arbeitermassen, welche so oder anders eine Besserung ihrer vielfach trostlosen Zustände herbeiführen möchten.



Bundesrichter Gaudenz Digiati †.

ten. Die Regierung hatte viel Mühe, Ordnung zu halten und den Ausbruch von Revolutionen zu verhindern. Wenn ihr nicht eine stets bereite Armee zu Gebote stände, so könnte sie sich keinen Monat auf den Sesseln halten.

In Spanien haben riesige Ueberschwemmungen, Mißwachs und Verdienstlosigkeit dazu beigetragen,

den Uebelthätern in's Gericht ging, so gelang es ihr doch nicht, die schlimme Sippenschaft auszurotten. Navachol hat viele und gelehrige Schüler. Uebrigens muß man sich nicht stark wundern, wenn in Frankreich die böse Saat gedeiht, denn von oben herab

das schon nach Millionen zählende Heer der Bettler und Unzufriedenen noch zu vermehren. Der Thron des Königskindes steht auf schwanken Füßen und kann über Nacht umgeschlagen werden.

Noch schäbiger steht Portugal da, ein Land, dessen Schiffe im Mittelalter alle Meere beherrschten und den Handel regierten. Unermessliche Reichthümer kamen in Portugal zusammen, schwanden aber auch wieder. Schlechte Beamte, welche ihre Taschen statt ihre Pflicht zu erfüllen suchen, Mißwirthschaft und Schuldenmacherei im Großen, haben Portugal zu einem gewöhnlichen Lumpen gemacht, der den Bankerott erklärt und den Gläubigern lange nicht mehr hundert Tappen für den Franken gibt.

Auch Italien hat es mit seiner Großmannssucht und der ewigen Militärlerei nicht weit gebracht. Sein Kredit ist schlecht und wenn der Boden und das Klima nicht besser wären als die Regierung, so stände auch hier der Bankerott vor der Thüre.

Dagegen hat die österreich-ungarische Monarchie tüchtig vorwärts gearbeitet. Dieses Reich hat unerschöpfliche Bodenreichthümer und ist auf dem besten Wege, zu Wohlstand und geordneten Finanzen zu kommen. An Stelle des lumpigen Papiergeldes, welches keinen festen Kurs hat, geht das

Land zur Goldwährung über. Der alte Kaiser Franz erlebt noch schöne Tage mit seinem Volke, das ihn liebt und sich um ihn schart wie eine Herde Schafe um den treuen Hirten.

Im letztjährigen Kalender haben wir der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß Deutschland auch ohne den gewaltthätigen Bismarck leben und gedeihen könne. Es zeigt sich dies immer mehr und es muß sogar als ein Glück für ganz Europa betrachtet werden, daß der zornige, aufbrausende, unvertraute und rücksichtslose Staatsmann kalt gestellt worden ist. Er war namentlich der Schweiz recht unfreundlich gesinnt. Der junge Kaiser Wilhelm hat uns zwar auch noch nicht viele Beweise von Freundschaft gegeben, aber er läßt uns doch in Ruhe und Frieden. Auch in



Dekan Klaus †.

seinem eigenen Lande sucht er weise und milde zu regieren. Zuweilen läßt er freilich auffallende Nebenlos, die einem gewöhnlichen Menschen als Dummheit und Unsinn angerechnet würden. So lange er aber besser handelt als redneret, kann sein Land zu Frieden und glücklich sein.

Im lieben Schweizerlande gibt es immer noch zu viel Parteizank, unfruchtbares politisches Geschwätz und konfessionelle Verhezung. Und doch hätten wir Anderes und Besseres zu thun. Die Zeit-

und Verdienstverhältnisse sind nicht so rosig, daß wir es vermögen, einander zu bekriegen. Der Brodkorb hängt uns sehr hoch und für viele Kreise des Volkes unerreichbar hoch. So hat namentlich die Stickerie traurige Zeiten durchzumachen und in vielen tausend Familien kehrt Mangel und Sorge ein. Feuersbrünste legten wieder verschiedene Dörfer in Schutt und Asche, so Meiringen, Nebstein, Sevelen und Chalais im Wallis. Dazu gesellen sich die Betrügereien und Schwindeleien der Großen. Verschiedene Banken krachten zusammen, Millionenschelme in Basel, Bern, Auster, Winterthur und St. Gallen vergriffen sich an anvertrautem Eigenthum und brachten mit ihrer Schurkerei hunderte von Familien in Noth und Kummer. Was vor tausend Jahren wahr und erprobt war, ist es noch heute, das nämlich: daß der sicherste Weg zum Wohlstand in redlicher Arbeit, im Sparen und nicht im wilden Spekuliren und im Nichtsthun liegt.

Was uns Schweizer bei allem Ungemach trösten kann, ist das Bewußtsein, daß wir in Bern eine ausgezeichnete Verwaltungsbehörde und in Lausanne einen über allen Parteien stehenden hochachtbaren Gerichtshof haben. Beiden dürfen wir das vollste Vertrauen schenken. Der Bundesrath freilich hat sein tüchtigstes Mitglied verloren, indem Herr Emil Welti von Zurzach, eine Zierde des Rathes, nach 25jährigem Dienste freiwillig in's Privatleben zurückkehrte. An Arbeit und an Ehren reich, ist Welti, der sechs Mal das Amt eines Bundespräsidenten bekleidet hat, vom höchsten Ehren- und Vertrauensposten geschieden, ein Vorbild hoher Intelligenz, staatsmännischer Tüchtigkeit und reinsten Vaterlandsliebe. Zu seinem Nachfolger erwählte die Bundesversammlung den Advokaten und Obersten Dr. Josef Zemp von und in Entlebuch. Der Gewählte war der leitende Staatsmann seines Heimatkantons Luzern, ein allseits hoch angesehen und geachteter Führer des Volkes. Zemp ist 1834 geboren, steht also noch in besten Jahren. Er hat das Amt nicht gesucht und mit Annahme desselben dem Vaterlande ein Opfer gebracht. Im schönen Entlebuch, wo er seine sehr große Familie in einfachen Verhältnissen erziehen konnte und als der gesuchteste Advokat des Kantons Luzern ein gutes Einkommen hatte, wäre es ihm behaglicher als in Bern gewesen.

Zemp ist der erste Vertreter der konservativ-katholischen Partei im Bundesrathe, was ihn jedoch nie verleiten wird, das Interesse einer Partei über das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes zu stellen.

Auch das schweizerische Bundesgericht hatte einen schweren Verlust, indem Herr Bundesrichter Gaudenz Olgia ti aus dem graubündnerischen Thale Bujshlav im Alter von erst 54 Jahren einer tüchtigen Krankheit erlag. Der Verstorbene war ein ausgezeichnete Jurist, ein hochsinniger und hochverdienter Beamter und hervorragender Gelehrter. Er gehörte zwar zu Denen, die nicht viel Geräusch machen; bescheiden, unermüdet und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit waltete er seines hohen Richteramtes. Sein Andenken wird in Ehren erhalten bleiben und wir wollen das Anfrige dazu beitragen, indem wir neben dem Bildniß des neuen Bundesrathes Zemp auch dasjenige des dem Lande leider entriessenen Bundesrichters Olgia ti bringen.

Noch ein drittes Bildniß ziert unsere Weltumschau. Es ist dasjenige eines katholischen Geistlichen, des Dekan Klaus in Fischeningen, der am 28. Februar 1892 im Alter von 69 Jahren zu den Vätern versammelt wurde. In seiner Jugend war er ein politischer Sturmvogel und wo es kämpfen galt, da stellte sich Pfarrer Klaus nie in die hintere Reihe. Ein ehrlicher gerader Charakter war er allezeit. Im vorgerückten Alter zog er sich von der pfarramtlichen Thätigkeit zurück und widmete Zeit und Kraft nur noch den armen und Waisenkindern. Er gründete ohne eigene Mittel die Waisenanstalt Id da he im bei Bütisburg, und als diese überbevölkert wurde, kaufte er ohne einen Franken in der Tasche die Waisenanstalt Id da zell bei Fischeningen. Er kaufte die großartigen Klostergebäulichkeiten, nebst 35 Zucharten Wald und 60 Zucharten Wiesland um den Preis von 220,000 Franken. Dann nahm er freudig den Bettelsack zur Hand, durchzog Stadt und Land, das In- und Ausland, und hielt um milde Spenden für sein Werk an. Er hatte guten Erfolg. Mit 6 Kindern eröffnete er im Jahr 1879 die Anstalt in Fischeningen und in kurzer Zeit hatte er 250 arme verlassene Tröpflein beieinander. Der ehrwürdige Greis war allen Vater, er speiste und tränkte sie, er kleidete und schulte sie und ersetzte ihnen so das Elternhaus. Am glücklichsten war der alte Herr, wenn er von einer seiner Reisen mit einigen verwahrlosten Buben heimkehren konnte, die er irgendwo aus Noth und Glend zu sich gezogen hatte. Gewiß erinnern sich noch Viele des Bündner Kapuziners Vater Theodosius, der auch ein Vater der Verlassenen und Armen war. Dekan Klaus darf ihm füglich an die Seite gestellt werden.

Möge der Geist der Milde und des Wohlthuns und ächter schweizerischer Brüderlichkeit unserm lieben Vaterlande in alle Zeiten erhalten bleiben!